

Tucholsky Wagner Zola Scott Sydow Freud Schlegel
Turgenev Wallace Fonatne Fouqué Friedrich II. von Preußen
Twain Walther von der Vogelweide Freiligrath Ernst Frey
Fechner Weber Kant Ernst Frey
Fichte Weiße Rose von Fallersleben Hölderlin Richthofen Frommel
Fehrs Engels Fielding Eichendorff Tacitus Dumas
Faber Flaubert Eliasberg Zweig Ebner Eschenbach
Feuerbach Maximilian I. von Habsburg Fock Eliot Vergil
Goethe Elisabeth von Österreich London
Mendelssohn Balzac Shakespeare Rathenau Dostojewski Ganghofer
Trackl Lichtenberg Doyle Gjellerup
Mommsen Stevenson Tolstoi Hambroch
Thoma Lenz Hanrieder Droste-Hülshoff
Dach Verne von Arnim Hägele Hauff Humboldt
Reuter Rousseau Hagen Hauptmann Gautier
Karrillon Garschin Defoe Hebbel Baudelaire
Damaschke Descartes Hegel Kussmaul Herder
Wolfram von Eschenbach Schopenhauer George
Bronner Darwin Melville Grim Jerome Rilke Bebel Proust
Campe Horváth Aristoteles Federer Herodot
Bismarck Vigny Gengenbach Barlach Voltaire Heine
Storm Casanova Lessing Tersteegen Gilm Grillparzer Georgy
Chamberlain Langbein Gryphius
Brentano Claudius Schiller Lafontaine Kralik Iffland Sokrates
Strachwitz Bellamy Gerstäcker Raabe Gibbon Tschchow
Katharina II. von Rußland Schilling Klee Hölty Morgenstern Gleim Vulpis
Löns Hesse Hoffmann Gogol Wilde Goedicke
Luther Heym Hofmannsthal Klee Hölty Morgenstern Gleim Vulpis
Roth Heyse Klopstock Puschkin Homer Mörike Musil
Luxemburg La Roche Horaz Kraus
Machiavelli Kierkegaard Kraft Kraus
Navarra Aurel Musset Lamprecht Kind Kirchhoff Hugo Moltke
Nestroy Marie de France Laotse Ipsen Liebknecht
Nietzsche Nansen Lassalle Gorki Klett Leibniz Ringelnitz
Marx von Ossietzky May vom Stein Lawrence Irving
Petalozzi Platon Pückler Michelangelo Knigge Kock Kafka
Sachs Poe Liebermann Kock Korolenko
de Sade Praetorius Mistral Zetkin



tredition®

PROJEKT



GUTENBERG-DE

tredition und das Projekt Gutenberg-DE

Mehr als 5.500 Romane, Erzählungen, Novellen, Dramen, Gedichte und Sachbücher in deutscher Sprache von über 1.200 Autoren – das Projekt Gutenberg-DE ermöglicht den Zugang zu klassischer Literatur aus zweieinhalb Jahrtausenden in digitaler Form. Der Großteil der Titel ist seit Jahren vergriffen und nicht mehr im Buchhandel oder Antiquariaten erhältlich.

tredition hat sich die Aufgabe gestellt, die Buchtitel des Projekt Gutenberg-DE wieder als gedruckte Bücher zu günstigen Ladenpreisen zu verlegen. Mehr als 2.000 Titel sind bereits wieder erschienen und überall im Buchhandel erhältlich. Die Stärke von tredition nutzen auch viele Autoren, die selbständig ein Buch veröffentlichen möchten. Mehr dazu unter **www.tredition.de**.

Eine Übersicht aller verfügbaren Titel senden wir gern auf Anfrage zu (www.tredition.de/kontakt) oder stöbern Sie online unter **<http://www.tredition.de/projekt-gutenberg>**.

Der Gottsucher

Peter Rosegger

Impressum

Autor: Peter Rosegger
Umschlagkonzept: Buchgut, Berlin

Verlag: tredition GmbH, Mittelweg 177, 20148 Hamburg
ISBN: 978-3-8424-2060-1
Printed in Germany

<http://www.tredition.de/projekt-gutenberg>
<http://projekt.gutenberg.de>

Copyright/Nutzung der Werke
Alle Bücher im Projekt Gutenberg-DE sind nach unserem besten Wissen frei von Urheberrecht.

Dieses Buch entstand durch eine Kooperation von tredition und Projekt Gutenberg-DE.

Ziel der Kooperation von tredition und dem Projekt Gutenberg-DE ist es, deutschsprachige Literatur wieder in Buchform verfügbar zu machen. Die Wiederveröffentlichung einer bestimmten historischen Ausgabe kann nicht gewährleistet werden. Da die Werke des Projekt Gutenberg-DE eingescannt und digitalisiert werden, können etwaige Fehler nicht komplett ausgeschlossen werden. Das Projekt Gutenberg-DE tut jedoch sein Bestes, um die Werke bestmöglich zu bearbeiten. Sollten Sie trotzdem einen Fehler finden, bitten wir diesen zu entschuldigen. Die Rechtschreibung der Originalausgabe wurde unverändert übernommen. Daher können sich hinsichtlich der Schreibweise Widersprüche zu der heutigen Rechtschreibung ergeben.

Vorwort

Werden und Vergehen des Dorfes und seiner Gemeinschaften sind ein immer wiederkehrendes Thema in den Werken Peter Roseggers. Wir finden es im Waldschulmeister, im Ewigen Licht, in Jakob der Letzte und vielfältig in Erzählungen und Geschichten. Es läßt ihn von früher Jugend an die Grunderfahrung des sozialen Miteinander der Menschen als spannungsreiche und dynamische Lebensprozesse nicht los. Es mag dafür auslösend gewesen sein, daß er sein eigenes Dasein in eine historische Epoche des Wandels des Dorfes, des Bauernsterbens, des Versinkens der alten brauchungsgebundenen agrarischen Kultur eingebunden sah. Mit hoher Feinfühligkeit empfand Rosegger das Heraufkommen des noch ungesicherten Industriezeitalters mit neuen Lebensformen im Bannkreis seiner steirischen Bergheimat. Seine Stimme ist eine der ersten in der Beschreibung und Deutung solchen Geschehens, für das wir Nachgeborenen heute nach mehr als hundert Jahren freilich alle Symptome und Folgerungen wertend zu benennen wissen.

»Der Gottsucher« erscheint dem Leser zunächst als ein historischer Roman, doch knüpft er nur äußerlich an ein Ereignis der steirischen Geschichte an, das sich genau lokalisieren läßt. Für den jungen Rosegger ist es auf Wanderfahrten zum beeindruckenden Erlebnis geworden. Das obersteirische Dorf Tragöß war anno 1493 Schauplatz einer grausigen Bluttat: Der Pfarrer Melchior Lang – im Gegensatz zu Roseggers Charakterisierung des Paters Franciscus ein sittenstrenger Priester – wurde von aufrührerischen Bauern der eigenen Gemeinde im Gotteshaus ermordet. Bis heute ist sein eingeschlagener Schädel in der Kirche verwahrt, und auf einem etwa zeitgenössischen spätgotischen Tafelbild kündigt eine lateinische Inschrift davon, daß Melchior Lang »voll Eifer den Samen des göttlichen Wortes gesät und voll Kraft die Untaten der lasterhaften Einwohner gerügt« habe. Auch die großartige Gebirgsszenerie um Dorf und Kirche von Trawies (gleich Tragöß) an den Südhängen des Hochschwab-Massivs und seiner Vorberge erschien Rosegger als rechter Rahmen für seine Erzählung.

Jede Dichtung hat autobiographische Wurzeln und muß auch aus der persönlichen Lebenssituation des Autors verstanden werden.

Mit dem »Gottsucher« löst sich Rosegger von der noch unbefangenen Gläubigkeit seiner Kindheit und Jugend. Die gleichsam naive Religiosität sollte wohl für sein ganzes Leben bestimmend und befruchtend bleiben als gute Gabe von Elternhaus und Umwelt der Waldheimat. Nun aber tritt in seinen Mannesjahren die Ausweitung einer persönlich geprägten und kritisch reflektierten Religiosität zum Grundton seines Kinderglaubens hinzu; das Innwerden von Schuld und Verstrickung im Bösen, Gefährdung des Guten, Erlösungssehnsucht, Suche nach Sinngebung für alles Sein und Tun, eine persönliche Lebensethik und die Gewißheit der Ewigkeit der Seele im Fortleben nach dem Tode. Solche Denk- und Stimmungsbereiche wird der Leser im Spiegel des poetischen Werkes erkennen. »Der Gottsucher« bedeutet im Schaffen Roseggers eine gewisse Zäsur. In den folgenden Jahren wird die Darstellungsweise konkreter und realistischer, wenn auch der Autor der fabulierende Geschichtenerzähler bleibt, der bilderreich zu illustrieren versteht. Der Realität des politischen Geschehens und geistigen Lebens rückt er immer näher, wie die oft harten und polemischen Stellungnahmen zu Zeit und Umwelt im »Heingarten« zeigen oder schon der nächste Roman »Jakob der Letzte«, der auf »Der Gottsucher« folgt. Auch sieht sich Rosegger von Kritikern heftig angegriffen, besonders von seiten wenig profilierter Vertreter des politischen Katholizismus jener Jahre. Er muß sich verteidigen und gewinnt dadurch selbst an Profil.

Manches höchst zeitbedingte Denkschema, das heute verblaßt ist, hat im »Gottsucher« seinen Niederschlag gefunden. Wir vermögen den vorchristlich-mythischen Herkünften unserer Volkskultur nicht mehr das Stimmungsbild einer Germanen-Illusion, der Richard-Wagner-Theatralik oder einer ideologischen Romantik beizugeben. Auch Rosegger sah das Problem eigentlich tiefer und schiebt im Werke zunehmend die Kulissen beiseite. Uns heutigen Lesern wird das Buch vielfach zum Dokument seiner Zeit und legt dennoch Bleibendes dar.

Nach dem Vorabdruck in Fortsetzungen in der Zeitschrift »Der Heingarten« und noch vor Erscheinen der Buchausgabe 1883 wurde in Roseggers Monatsblatt eine Rezension von Dr. J. Hofer eingereicht. Da heißt es, der Schreiber habe den Dichter der Waldheimat und des Waldschulmeisters im Gottsucher nicht wiedererkannt. Er

sei auch sonst nicht gerade ein begeisterter Anhänger Roseggers. Es hätten ihn aber drei Hauptgedanken im Buche beeindruckt: das Ahnfeuer als Symbol der Tradition und des Schicksals von Trawies, die Sühne der Schuld und die Folgerichtigkeit des Untergangs einer Dorfgemeinde ohne religiösen Kult und göttliche Führung. Das historische Bild des Buches sei nicht so wichtig, wohl aber der sittliche Gehalt und die psychologische Richtigkeit. Über alle Irrwege und Sündenschuld schwebe doch die Idee der Gerechtigkeit. Ein Roman sei das Buch eigentlich nicht zu nennen, es genüge den Kriterien dieser Gattung nicht. Es sei aber eine gute Dorfgeschichte größeren Stils.

Jener Rezensent Dr. J. Hofer war kein anderer als Peter Rosegger selbst.

Hubert Lendl

Erstes Buch

Der Irrthum.

Der Erzähler, dem Ihr Euch anvertraut, um an seiner Hand eine wilde, schattenschwere und unseren Tagen fremde Welt zu durchwandern, führt zum Anfange auf den Berg des Johannes. Dieser Berg erhebt sich in Form eines Kegels mitten aus der Wildniß. Die Wildniß kriecht an seinen Hängen hinan; zwischen zerklüfteten Felsenblöcken wuchern der Sauerdorn und die schwarze Erle, und der Schierling, und der rothe Holunder, und die Einbeere. In den Klüften nistet der Falke, im Grunde ringelt sich die Natter. Der Berg ist nicht so hoch, wie mancher von solchen, die in weiter Runde stehen, aber auf seinem Scheitel weist er eine Stätte mit grauer Erde, auf welcher keine Pflanze wächst. Wenn einst – so kündet es die Sage – nach tausend Frühlingen aus diesem Grund eine Blume erblühen wird, dann ist allerwärts das Reich Gottes erstanden.

Auf dem sandigen Boden wuchert heute der grünliche Schimmel der Algen, und inmitten liegt ein großer Stein, von dem man nicht weiß, wächst er in die Erde hinein oder aus derselben heraus; auf der oberen Fläche dieses Steines will manches Auge einen blutrothen Fleck sehen, »den kein Regen löscht und kein Eis tilgt«.

Rings um den Berg des Johannes, so weit das Auge fliegt, ist ein Reich von Wäldern, gegen Ausgang der Ritscher, der Birstling, der Tärn. Diese Wälder – es giebt keinen Baum und keinen Strauch und keinen Halm im nördlichen Halbrund, der nicht darinnen stünde – legen sich wie ein Meer über alle Höhen der Berge, über alle Niederungen, über alle Thäler und über alle Schluchten. Das geht so weit, bis im fernsten Kreise die Glocke des Himmels mit ihrem unergründlichen Blau oder mit ihren gletscherweißen Wolkenzinnen niedersinkt. Nur nach jener Seite hin, die man Mitternacht nennt, baut sich hinter einem weiten, dämmernden Waldkessel, die Trawies genannt, ein Wall von Felsbergen auf, die grau und scharf in den Himmel hinein gezackt sind, und die in ihren Schründen schneeweiße Adern haben. Dort hebt ein Gebirge an, dessen Bereich uns fern und fremd ist, so wie es den Menschen nicht bekannt war, die hier voreinst unter dämonischen Schicksalen gestritten haben und vergangen sind. Das Gebirge heißt Trasank. Zwischen seinen Wän-

den bricht ein mächtiger Fluß hervor, der in seiner reißenden Wildheit donnernd von den majestätischen Schrecken des Gebirges zu erzählen weiß. Die Trach – das ist der Name des Wassers – gräbt sich nun in den Enghälern und schattenfinsternen Schluchten durch die Wälder hin, nimmt zahllose Bäche und Bächlein und Quellen in sich auf, bis sie nach Stunden in jenes felsige Haideland kommt, das die Gegenden der Trawies weit und breit von aller Welt abschließt.

Ein großer Theil dieser Striche ist Urwald, den sein Eigenthümer – ein reicher Edelmann, der weit unten in einer Stadt am Meere wohnt und die Felsen des Trasank niemals gesehen hat – so in sich zusammenfallen läßt, wie er aus sich herausgewachsen ist. Nur in jenen Niederungen des Trawieskessels ist der Wald in seinen schönsten Mannesjahren; wo er heute steht, dort ist vor nicht allzulanger Zeit eine Gemeinde von Menschen gestanden. Als zur Zeit der Völkerwanderung auch das Volk der Germanen, in seinem Grunde aufgewühlt, hin und wieder wogte zwischen den Alpen und zwischen der Ostsee, da hat sich ein Häuflein von Menschen in diese Wildniß hierher verschlagen, hat sich angesiedelt an den Gestaden der Trach, hat gerodet und gebaut, hat allmählich Fühlung gefaßt mit seinem sich wieder ruhiger entwickelnden Stamme, hat sich den Satzungen der Allgemeinheit gefügt und hat die Segnungen der Allgemeinheit empfangen. Trawies war eine Berggemeinde, wie so viele andere Berggemeinden es waren. Auf einer felsigen, der Sonne zugänglichen Anhöhe im Thale der Trach, von dichten Büschen überwuchert, ragt heute noch die Ruine des Gotteshauses, in welchem die Menschen von Trawies bis auf ihre frühen Vorfahren zurück so oft um des Herrn Gnade gefleht haben mögen, und aus welchem ihnen das gräßliche Verhängnis emporgestiegen ist.

Männiglich meidet die zerfallenen Mauern bis auf den heutigen Tag. Wandern doch die Leute, etwa die verwegenen Jäger ausgenommen, samt und sonders ungern durch die Wälder von Trawies! Und wer es muß, der thut's mit Hast, denn in jedem Schatten sieht er ein Gespenst, in jedem Schimmer, der durch das Gestämme leuchtet, wittert er das Lagerfeuer einer Räuberbande. Und selbst die Ortschaften draußen fürchten sich vor den Nebeln, die über Trawies aufsteigen, und bekreuzen sich vor den Wettern, die vom Trasank heranziehen. Oft sind auch schon die Gewässer losgebros-

chen aus jenen berüchtigten Waldstrichen und haben das Land verheert, als wäre doch der Fluch noch nicht gelöst, der vormaleinst in glühendem Zorn geschleudert worden war in das Engthal von Trawies, und der in überreizter Leidenschaft entfacht worden zu dämonischem Brande der Herzen bis an jenem Tage, da er auf dem Berge des Johannes in reiner Flamme hoch zum Himmel emporgelodert und dann verloschen war

Seit alten Zeiten haben die Leute von Trawies jährlich zur sommerlichen Sonnenwende ein eigenthümliches Fest gefeiert.

Ein Erstes war, daß an diesem Tage keine Kirchenglocke gehört werden durfte. Schon am Vorabende wurden die Stricke emporggezogen und siebenmal um die Glockenschwengel geschlungen, als wolle man solche siebenmal fesseln. Selbst der Gottesdienst am Altare unterblieb an diesem Tage, denn der Pfarrer that auch mit, das Fest der Vorfahren zu begehen.

Zu jener Stunde der Nacht, die wie ein Zugbrücklein von Gestern auf das Heute führt, schritten drei Männer durch das thauschimmernde Thal der Trach und riefen folgenden Sang aus:

»Licht Sonnenwenden ist da!
Der heilige Tag!
Der goldene Tag!
Wacht auf
Zum ersten Stundenschlag!
Herab von den Himmeln,
Herauf von der Erden
Die lieben Gäste erscheinen werden.
Erwacht, erwacht,
Und freut Euch der Sonnen,
Ihr Brüder und trinkt
Vom lebendigen Bronnen.
Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!«

Und siehe, in den zerstreuten Häusern von Trawies wurde es lebendig, die Menschen traten hervor und versammelten sich auf dem grünen, eichenumstandenen Anger, unter dessen Rasen sie

ihre Todten zur Ruhe gelegt hatten und Jeder suchte die Schlafstätte seiner Angehörigen und sagte das Wort: »Mein Vater, ich wecke Dich!« Oder: »Mein Bruder, ich wecke Dich, die heilige Sonnenwend'ist da!« Und all' darüber standen die Sterne des Himmels, und mancher Träumer von Trawies blickte empor, daß er den Arm dessen sehe, der heute die Sonne heben wird bis zu seiner ewigen Stirn, um sie dann zurückzuschleudern in den Abgrund.

Und von der Stätte der Begrabenen stiegen sie hinan zu den Matten, welche die Sonnenwendmatten genannt waren, und Jeder fühlte an seiner Seite den geliebten Todten, den er geweckt hatte und geladen, daß er das fröhliche Fest mit ihm und allen Lebendigen begehle. Auf den Sonnenwendmatten zündeten sie ein großes Feuer an, dessen Gluth aus den Sonnenwendfeuern ältester Tage stammte. Es war nämlich seit jeher Brauch gewesen, daß vor Erlöschen des Festfeuers Einer oder der Andere aus den Ältesten von Trawies einen Funken des »Ahnfeuers« mit sich nehmen und in seinem Hause hüten mußte, um bei der nächsten Sonnenwende damit neuen Brand zu entzünden. Dieser Feuerwart war im Laufe des Jahres frei von Steuern und Zehnten, und zur Zeit der Seuchen kamen die Leute zu seinem Herde, auf dem die Gluth nicht auslosch, und holten Feuer zum Ausräuchern ihrer Häuser. Zur Zeit dieser Geschichte verwaltete das Feuerwartamt ein Mann, der an der Trach sein Haus hatte, und der auch nie anders als der Feuerwart geheißten wurde. Das war ein Mann, der mit eherner Kraft an der Vorzeit hing, der in diesem Ideale sein Herz geläutert und seinen Willen gestählt hatte. Er war der Mächtigsten einer in Trawies und hieß mit Namen Gallo Weißbucher. Und im Frühlinge, wenn im Thale der Trach die Saat aus der braunen Erde sproßte, kamen sie zu ihm und holten Ahnfeuer, und zündeten an den Grenzen ihrer Felder Reisig an, daß der Rauch über den keimenden Acker hinwalle und den Unsegen vertreibe.

Aus solch heiliger Gluth war das Feuer, das auf der Matte loderte, an welchem nun die Leute Gesänge murmelten, die anfangs düster waren, allmählich aber in Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit übergangen, weiterhin in Übermuth ausarteten und schließlich, wenn längst die Sonne ihren glorreichen Himmelsbogen vollendet hatte, in wilder Ausgelassenheit vergellten. Denn Meth war da, so zum gebratenen Wildpret getrunken wurde, und Cider aus Wildäpfeln floß

und entfesselte rasch jene heißen Ströme, die in den Adern junger Menschen rollen. Bald suchten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen und verflochten sich zusammen in Reigen, und weit in der Runde widerhallten die Wälder von Trawies von dem Jauchzen, Singen und Rufen der Versammlung auf der Sonnenwendmatte. Die geladenen Todten schienen bei solchem Treiben sehr wenig Anrecht zu haben, und zum Schlusse des Festtages, wenn man nach alter Sitte die Seligen wieder auf ihren stillen Ruheanger begleiten sollte, vergaß manches Pärchen seinen Vater oder seinem Oheim zurückzuführen, und da sagte man, daß solche Seelen friedlos ein ganzes Jahr die Leichtsinnigen umschweben müßten.

Das war seit alten Tagen das Fest der Sonnenwende zu Trawies. Verbunden damit war auch eine Rede des jeweiligen Feuerwartes, welche im hohen Mittage unter den Eichen gehalten werden mußte. Diese Rede hatte vor Allem darzutun, daß das Feuer im Jahre hindurch mit allem Fleiße bewacht worden war und daß es »Funke aus jenem Funken ist, den der Urahn einst im germanischen Walde von der weißen Frau überkommen hat«. Ferner hielt der Redner eine Rückschau auf das letztvergangene Jahr, zählte die Verstorbenen, zählte die Geborenen, zählte die in Zucht und Liebe Verbundenen; zählte auch die hervorragenden Thaten der Bewohner von Trawies, es mochten dieselben zum Guten oder zum Bösen sein. So war dieser Tag Manchem zur Erhöhung, Manchem zum Gerichte. Schließlich wurde stets auch der Bande gedacht, durch welche die Gemeinde mit dem Fürsten des Landes verbunden war, und es wies sich, daß trotz aller Abgeschiedenheit die Anhänglichkeit an das Ganze eine treue war, und die Ausübung der allgemeinen Gesetze eine musterhafte, so lange solche Gesetze mit den althergebrachten Sitten dieses Volkes im Walde im Einklang standen.

Nun aber war ein neuer Herr nach Trawies gekommen, Pater Franciscus geheißten. Er bewohnte, wie sein Vorgänger, das stattliche Haus aus Stein gebaut, welches auf der Felsenhöhe neben der Kirche stand. Er soll klein und gedrunken von Gestalt gewesen sein, aber einen Blick gehabt haben, der den Bewohnern von Trawies schon von Anhang nicht gefiel. Er soll gern in weltlicher Kleidung gewandelt sein und in den Häusern nachgesehen haben, wie es mit der Habe stehe, und soll nach solchem Augenmaße die Abgaben der Leute erhöht haben. Auch habe er sich die Gebete um Segen für

die lebendigen und um Trost für die Verstorbenen klingend wiegen lassen, sei aber zu den Stunden des geistlichen Opfers häufig an der Trach gestanden und habe die Angelschnur in das Wasser gehalten, oder sei mit Jagdgenossen in den Wäldern herumgegangen, und habe auch verordnet, daß die Leute in den Revieren nicht mehr Holz schlagen oder die Ziegen weiden dürften. Sonst hatten sie ihre Festbraten häufig selbst im Walde geholt, oder hatten aus dem Wildprete einige Schinderlinge gelöst. Aber das hatte nun der neue Herr verpönt, und schärfer verpönt als alle übrigen Todsünden zusammen. Die Leute von Trawies hatten es durch die langen glücklichen Zeiten her völlig vergessen, daß sie an Leib und Seele Hörige waren dem geistlichen und weltlichen Herrn, welcher das Einkommen von der Gemeinde theils zur eigenen Nutznießung verwenden durfte, theils an ein weit unten in den hügeligen Landen liegendes Kloster abgeben mußte. Mit der neuen Herrschaft war ihnen das aber gar deutlich ins Gedächtnis gerufen worden. Sie ächzten unter der Last und fluchten. Das Fluchen war ihnen nicht ausdrücklich verboten, denn der Seelenkenner wußte recht gut, daß Fluchen dem Sklaven das Gemüth erleichtert, den Herrn jedoch nicht verbindet. Aber Waldleute sind von jeher bewährte Lastthiere gewesen, und die Leute von Trawies hätten es ertragen. Da hatte der neue Herr eine Verordnung erlassen: Das heidnische Treiben und Gelage am Sonnenwendtage sei aufgehoben für ewige Zeiten.

Das traf die Menschen des Waldes ans Herz. Aber der Feuerwart rief: »So lange als ein Funke des Lebens in mir ist, so lange lasse ich den Funken des Ahnfeuers nicht ausgehen. Man soll einstmals nicht auf meinen Rasen treten und sagen können: Bei dem da unten, bei dem ist das alte ehrwürdige Feuer ausgeloschen! Es ist mir nicht der Zehnten und Abgaben wegen, diese will ich steuern nach meinen Kräften; jedoch aber, aus dem Ahnfeuer, das in meiner Hut ist, sollen sie zur Stunde, wenn ich in die Ewigkeit muß, meine Sterbekerze anzünden!«

»Traun, das ist treu gesprochen!« antworteten die Männer. Als sie jedoch zur nächsten Sonnenwende den Tag damit begannen, daß sie auf dem Kirchhofe die Todten weckten, stand plötzlich der Herr unter ihnen; nicht mit dem Kreuze, wie einst Bonifacius unter den Heiden gestanden, sondern mit dem Schußgewehr, den Finger an den Hahn gelegt. Nicht vor dem Feuerrohr zitterten die Männer,

aber dem Gebote des Herrn, das sie stets gewohnt waren zu befolgen, wagten sie sich nicht weiter zu widersetzen. Sie gingen auseinander und der Feuerwart nahm die heilige Gluth mit sich.

»Halt! was trägst Du dort in jenem Hafen?« rief ihm der Herr nach. »Auf der Stelle wirf mir die Kohlen ins Wasser.«

Der Feuerwart fing an zu laufen, der Herr verfolgte ihn mit gespanntem Gewehr. Der Feuerwart war ein betagter Mann und sah, er könne dem Verfolger nicht entkommen.

»Du kannst mich niederbrennen mit deinem höllischen Feuer,« schnaufte er, »aber diese Gluth wirst Du nicht vertilgen!« Sein Haus war in der Nähe, dem floh er zu.

»Um so besser,« lachte der Verfolger, »Feuer läßt sich nicht verstecken.«

Das wollte Jener auch nicht; als er sah, er wisse das ihm anvertraute Heiligthum nicht mehr anders zu retten, sprang er in die Scheune und schleuderte die Gluth ins Stroh. Als der Pfarrherr nachgeklettert kam, war der Mann verschwunden, vor ihm schlug lichterloh die Flamme auf und er hatte hohe Zeit zu sehen, daß ihn das Feuer, welches er mit der Schußwaffe verfolgt hatte, nicht verzehre.

Das Haus brannte nieder. Der Feuerwart sah sein Eigenthum vergehen in den Gluthen des Ahnfeuers.

Vom Trasank hernieder zog ein wirbelnder Wind, der fachte die Flammen des brennenden Hauses hoch empor und trug sie hin in das Gestämme des nahen Waldes. Da brüllte und prasselte es auf, und als an diesem Tag die Morgensonne sich erhob, leuchtete sie roth und trüb durch das Gewölk des Rauches, welches über den brennenden Wald aufwirbelte. Eulen und Habichte flatternden kreischend in der Luft. Ganz Trawies war auf und jubelte, arbeitete aber mit Hacken und Spaten, um das Feuer zu bekämpfen.

Und als es Abend war und die letzten Bäume des glücklich abgegrenzten Waldes sprühend wie in Schwärmen von Johanniskörnern in sich zusammenbrachen, hatte Jeder einen glühenden Brand mit in sein Haus getragen, denselben auf seinen Herd gelegt, und

war solcherweise ein hundertfaches Ahnfeuer im Vorrath für die Sonnenwende des nächsten Jahres.

Und im nächsten Jahre, wenige Tage vor dem Feste, versammelten sich einige Männer im Hause des Waldhüters Baumhackel, das über eine Stunde von der Kirche entfernt weit oben in einem kleinen Hochthale stand. Das Hochthal, die Wildwiesen geheißten, ist noch heute an einem Wasserfalle zu erkennen, welcher zwischen ungeheuren Fichtenbäumen von einer Felsenterrasse niederstürzt und zu seinem Fuße einen großen kesselförmigen Tümpel bildet. An diesem Tümpel hin zog sich damals ein freier Platz bis zu dem kleinen Hause des großen Baumhackel, in welchem die Männer zusammenkamen, um über das Fest der Sonnenwende Rath zu halten.

Einer der Alten nahm das Wort und sprach: »Was wir da bereden werden, Ihr Männer von Trawies, bedenkt es wohl; in den Wolken, die über unser Haupt gehen, ruht der Donnerer und hört uns zu. Mit seiner eisernen Hand erhebt er den Blitz und begehrt das Sonnenwendfest, auf daß er nicht in unsre Häuser schlage, nicht unsere Wälder vernichte! Der große Forderer auf dem Donnerwagen, so bespannt mit zwei schwarzen Böcken, und das Wahlheer der Todgeweihten, das auf Ebern und feuerschnaubenden Rossen naht, verlangt den Freudentag der Sonnenwende!«

Des uralten Glaubens geheimnisvolle Kunde zündete und Alle riefen: »Ein Sonnenwendfest!«

Nachdem beschlossen worden war, diesmal das Fest auf der Wildwiesen abzuhalten, nahm Einer das Wort und stellte den Antrag, den Pfarrherrn von Feste fernzuhalten.

»Durch Gewalt?«

»Durch List.«

»Ei zum Donar, Isidor, das hört sich von Dir seltsam.«

»Wie sich's hört, das kommt auf Eure Ohren an; ich aber sage, den Herrn brauchen wir nicht dabei!«

»Das sage ich auch!«

»Und ich auch!«

»Und ich ebenso!«

»Gut, so sagen wir's Alle. Was nacht das aus?«

»Wenn die Männer von Trawies was wollen und zusammenstehen, soll das nichts sein?«

»Du hast recht, Isidor, ich wollte es ihm nicht rathen, daß er uns den Weg verlegt. Es kocht was in Trawies für unseren Herrn!«

»Bei meinem Eid, Männer, nur keine Gewalt! Ein Handschlag und unser Unglück ist zeitig. Ich sag Euch's!« So der Isidor.

Ein Mann, den sie Wahnfred hießen, neigte sehr bestimmend sein Haupt.

»Ja Wahnfred, dasmal muß du d'ran. Du hast dein Haus unten am Gestade, zwei oder drei Stunden von der Kirche, in der entgegengesetzten Richtung von der Wildwiesen. Am Sonnenwendtag wird in deinem Hause Einer auf der Sterb' liegen. Da wird früh morgens nach dem Priester geschickt, der muß eilends hinaus. Verstehst mich!«

Auf diese Rede schmunzelten die Männer, der Wahnfred aber dehnte seine breite Brust heraus und sagte: »Wenn Gott uns bewahrt in seinen Gnaden, so geschieht das nicht. In meinem Hause soll kein' Untreu' sein.«

Das Haupt, welches so sprach, hatte sich fast trotzig über den breiten Schultern aufgerichtet. Das Gesicht war blasser, zarter, als die Farbe der Anderen; das war Keiner, der sein Antlitz viel gegen die Sonne hob. Hingegen trug er die Gluth in seinen großen Augen. Die Backen bedeckte ein leichter, gekräuselter Bart, die Lippen waren roth und kräftig und redeten, auch wenn sie schwiegen. Die Stirn war schmal und hoch, glatt und weiß; rückwärts am Scheitel hing das rotbraune Haar in Mähnen nieder. Der Mann war ganz merkwürdig. Das Eine deutete auf hünenhafte Kraft, das Andere auf kindliche Zartheit; das Eine deutete auf eine Denkerseele, das Andere auf ein überquellendes Gefühlsleben, aber auch ein Wütherich konnte es sein, ein Löwe, ein Tiger. Es giebt Menschen, deren Charakter allfort wie ein Orakel spricht und nimmer verstanden wird. Selbst in Bezug auf das Alter konnte man sich an ihm um viele Jahre täuschen: jetzt schien es, er habe mehr Winter erlebt als

Sommer, im nächsten Augenblicke wieder konnte Einem einfallen, er habe gar keinen Winter und gar keinen Herbst erfahren, sondern lauter Frühlinge, aber deren eine hohe Zahl. = Ähnlich lautet eine Beschreibung, die uns von diesem Manne erhalten worden ist. Sein Kleid war, wie das der Anderen: ein grobes Hemd aus Leinwand, das am Halse mit einer schwarzen Binde zusammengebunden war, eine Kniehose aus Fellen von Hirschen oder Rehen, enge Strümpfe aus weißem Garn, ein langer Mantel aus brauner Wolle. Seit unlang trugen die Männer zu Trawies auch Beschuhung aus Leder, während die Weiber in ihrem blauen Leinwandkleide auf ihren glatteren häuslichen Wegen barfuß gingen. Filzhüte mit kleinem, kessel-förmigem Boden und sehr breiten Krempe trugen sie auf dem Häuptern; und die Krempe waren zu beiden Seiten mit einer weißen Schnur nach aufwärts gehangen. Auch hatten sie auf ihren Waldgängen gern ein schweres Messerbesteck an der linken Lende, und lange, eisenbeschlagene Stöcke bei sich, denn der reißenden Thiere gab es manche in der Gegend, und auch manche der Abgründe und Wildwasser, die zu überspringen waren.

So sahen sie aus, die Männer zu Trawies, und so war auch er gekleidet, den sie Wahnfred hießen und der sein Haus unten am Gestade hatte, nahe wo die Trach den Wald verläßt und in das öde steinige Heideland hinausrinnt.

»In meinem Hause soll kein' Untreu' sein.« hatte er mit gemessener Stimme geantwortet. So sprach hierauf der Baumhackel: »Der Wahnfred ist nicht der Einzige im Gestade. Mein Bruder, der kleine Baumhackel, hat dort unten ebenfalls seine Hütten; in derselben wird auch kein' Untreu' sein, aber sie wird sich doch hergeben für eine Sache, die uns und der frommen alten Weise unserer Voreltern zugute kommt. Ich nehme es gern über mich, daß mein Bruder, der kleine Baumhackel, am Sonnenwendtage auf den Tod krank liegt.«

»Ist freundschaftlich von Dir,« sagte Isidor, »und so wird's mit der Allmacht Gottes auch in diesem Jahre ein Sonnwenden geben.«

Nun waren nächtlicherweile auf allen Steigen, die zur Wildwiesen hinanführten, Männer und Weiber mit schweren Körben und Rücktragen gegangen und der große Baumhackel war vollauf beschäftigt mit Vorbereitungen, denn er hatte im Sinne, daß dieses Fest oben in der Verborgenheit der Wildniß, eben weil es verboten

war und heimlich geschehen mußte, großartiger und lustiger ausfallen sollte als alle, so bisher stattgefunden hatten.

Am Sonntage zuvor hatte jedoch der Pfarrherr Franciscus vom Predigtstuhle aus Folgendes gesagt: »Am Erchtage begeht unsere Kirche und mit ihr der aufrichtige Christ das Fest des heiligen Märtyrers Johannes, der unseren Herrn und Seligmacher Jesus Christus am Flusse Jordan getauft hat. So wird an diesem Tage in unserer Kirche ein feierliches Meßopfer darbegracht und haben die Kinder der Pfarre in möglichster Anzahl dabei zu erscheinen. Während des hohen Amtes wird ein Opfergang um den Altar stattfinden. Ich hoffe, daß Jeder sich dem Herrn bekennen wird. Der heilige Täufer Johannes hat das Himmelreich mit seinem Blut erkaufte; ich bin als gewissenhafter Seelenhirt entschlossen, die störrischen Schafe, und sei es selbst mit Gewalt, in meines lieben Gottes Schafstall einzuführen.«

Und sei es selbst mit Gewalt! Wie wunderbar dieses Wort in den Kirchenwänden widerhallte! Die Leute erschrakten und wußten nicht warum. Ob der Drohung erschrakten sie nicht.

Als sie aus der Kirche gingen, sagte ahnungsvoll ein altes Mütterlein: »Grad' einen Stich hat's mir ins Herz gegeben, wie ich das hab' gehört!«

Und am Tage des Täufers, als das Morgenrot aufging, war der Herr Franciscus wach in seinem Pfühl und freute sich, daß er wach war, um die Behaglichkeit des warmen, wohl geborgenen Bettes recht empfinden zu können. Es war nicht immer so gewesen. Sein Vater, ein barscher Burgvogt allzu frommen Sinnes, hatte ihn von derblustiger Knappenwirthschaft hinweg ins Kloster gegeben. Da gab's schmalen Tisch, breite Betstühle und anstatt der Vogelschlingen Peitschen für den menschlichen Rücken. Spaß gab's wenig, Bußungen viele, denn die Regeln waren strenge und der Guardian noch strenger. Jammerschade um die schönen Jahre! Endlich ließen sie ihn frei und stellten ihn in die entlegene Waldgemeinde Trawies. Das war ihm recht; jetzt konnte er das Versäumte einbringen. Hier war er Herr und sollte es sein, und wunderte sich, daß die Waldbauern ihre eigenen Herren sein wollten. Er hatte in seinem Leben von freien Menschen nicht viel gehört; er hatte sich gedacht, mit den Hörigen und Knechten auf gutem Fuße zu leben, aber die Leute

wollten es auch auf guter Hand, und als sie sahen, daß er mehr nahm, als seine Vorfahren genommen hatten, murrten sie und wurden trotzig. Und dieser Trotz weckte den seinen; nun wollte er mit Strenge und Gewalt die Einigkeit und den Frieden zwischen sich und seinen Pfarrkindern herstellen. Denn er sehnte sich nach dem Frieden und nach einem fröhlichen Leben in Gemeinsamkeit mit den Leuten, aber in seiner Klosterzelle hatte er nicht Menschenkenntniß genug gelernt, um so ans Ziel zu kommen. Die Spannung war in der Gemeinde so groß geworden, daß er außerordentliche Mittel ergriff. Trotzdem streckte er sich nun behaglich unter seiner Decke und dachte an Wohlleben, das auch andere Herren führten draußen im Lande. Er konnte recht gesellig sein mit Leuten, die zu ihm standen in Spiel und Waidmannslust; die priesterlichen Handlungen gingen so nebenher. Ob er sie zu Recht erfüllte! Er fragte nicht danach, hatte man ihn doch ohne seinen Willen in die Kutte gesteckt! Die Rechenschaft, welche er von seiner Gemeinde hohenufer abzugeben hatte, dachte er sich nicht strenge, maßen er die Steuern und Abgaben mit genauerer Gewissenhaftigkeit dahin abgab, als es seine Vorfahren je zu thun vermochten. So rechnete er auf ein langes, kurzweiliges Leben im Thale der Trach.

Derlei mochte der Herr Franciscus an diesem Morgen gedacht haben, da pochte unten an der Thüre des Pfarrhofes plötzlich der Hammer. Der Herr blieb liegen, wie er lag, aber die klangvolle Stimme einer Frau fragte zum Fenster hinab, was es gebe? Es würde doch nicht schon wieder das heidnische Wesen angehen!

»Das nicht,« rief Einer von unten hinauf, »aber der kleine Baumhackel will versterben, und der Herr möge um des großen Gottes Willen alsogleich mitkommen.«

Bald darauf stand der Herr selbst am Fenster und that die Frage, was nur dem jungen Mann zugestoßen sei?

»Vermeinen, das Schlagl wird ihn treffen haben, er liegt ganz dahin; es reckt ihn schon der Tod, würdiger Herr.«

»So kann ich auch nichts machen. Ich will den Versterbenden ins Meßopfer schließen. Geh' nur wieder heim.«

»Wollt' aber doch die Barmherzigkeit haben. Wir wissen es all', 's ist ihm so viel um einen Geistlichen, und keine Ordnung ist, kein

Testament, um und um nichts. Wissen uns gar nicht zu helfen, und wenn uns der gute Herr auch will verlassen ...«

Da hat sich der Herr sauren Gesichts wegfertig gemacht, und das Glöcklein, welches den Allewigen in Brotgestalt begleitet, hat mählich dahingeklungen am Ufer der rauschenden Trach. Es war nicht zu verwundern, daß an den Häusern, an welchen der Priester vorüberkam, so wenig Leute knieten, denn es war noch früh am Morgen; und es war auch kein Wunder, daß im Innern der Häuser schon alle Betten leer standen, denn es war schon lange nach Mitternacht.

»Licht Sonnenwenden ist da!

Feuer und Licht hat Gott gemacht.

Erwacht! Erwacht!«

Der Ruf war längst verklungen und die Leute waren davon und hinangestiegen gegen die Wildwiesen. Allerlei Volk. Da ein vier-schrötiger Bursche, der wich dem Kirchhof aus, denn seine alte Base, die wollte er nicht wecken, sie mag sich ausruhen, und der Pathe auch selbender; hingegen was Lebendiges will der Nantel mitnehmen. Und an einen Hause, an welchem er vorüber kam, klopfte er am Fenster der seitwärtigen Wand: »Sonnwenden ist da! Licht ist die Sonnen. Geh', trink vom lebendigen Bronnen!« So viel von dem alten Spruche war in seinem Kopf verblieben.

Wer drinnen war, der ließ sich nicht so lange bitten, als der Herr im Pfarrhofe. Er kam bald heraus, und es war eine Maid, die ganz kecklich den Arm des Burschen erfaßte und mit ihm hinanstieg.

»Hast wohl Feuer bei Dir?« fragte er.

»Verspar' Dein Spotten sauber auf ein andermal und gieb Achtung, daß ich Dir nicht zu heiß komm'!«

»Mußt erst sehen, welches von uns heißer brennt. Nun sag' ich Dir eins, wenn ich nicht zwei sag': Haben wir Beid' das Feuer selber bei uns, was sollen wir uns denn plagen und hinaufsteigen auf die Wildwiesen! Setzen wir uns wo hin und halten Sonnwenden im Kraut!«